

HAMMER Flugschriften für neue Kurzprosa

+ VEILCHEN

Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel · Ausgabe 11 · 2017
Mit Beiträgen von Wolfgang Denkel · Thomas Glatz · Ronald Glomb · Andreas Greve · Martin Jürgens ·
Christian Maintz · Peter Salomon · Bruno Teuni · Orla Wolf

WOLFGANG DENKEL LIPPENSTIFT ODER LEBEN IN DEN GROSSEN STÄDTEN

Je heftiger eine Ordnung proponiert wird,
desto rapider ist die Unordnung,
die sie schließlich aufführt. (W. Serner)

Wird die Geschichte dem Autor ähnlich, damit man gleich spürt, daß sie erlebt ist? Oder wird sie dem Autor unähnlich, damit der sich einmal erholen kann von der Anstrengung, er selbst zu sein. (Denn es ist schrecklich, von morgens bis abends man selbst sein zu müssen. Schrecklicher ist nur, wenn einen jemand daran hindert.)

Sagen wir, die Geschichte beginnt an einem Abend, und es regnet. Eine Frau mittleren Alters läuft auf dem Gehsteig, Nicht wie eine Erwachsene, sondern wie ein junges Mädchen, dem diese Bewegung noch nicht ungewohnt ist. Sie hat ein Ziel, und in ihrem Gesicht zeigt sich dies als Schönheit. Sie hat unlängst etwas verstanden, aber wir wissen nicht was. Daß ihr Mantel durchnäßt ist, scheint ihr nichts auszumachen.

Auch der Autor fragt sich, wohin die Frau läuft. Und er fürchtet, ihre Absicht könnte eine allzu gewöhnliche sein. Was, wenn die Frau so entschlossen wirkt, um kurz vor Geschäftsschluß noch einen bestimmten Lippenstift zu kaufen?

Doch selbst wenn dem so wäre... Warum ist dieser Lippenstift für sie so wichtig? Vielleicht wird sie einem Menschen begegnen und will schön sein, auf eine bewährte, Schutz verleihende Weise. Doch sie ist ja auch jetzt schon schön, ohne Lippenstift, durch ihre Entschlossenheit, durch ihr Ja zu dem, was noch kommt. Der frisch aufgetragene Lippenstift freilich – das mag man ihr zugestehen – kann ein solches Einverständnis verdeutlichen. Außerdem kommt es darauf an, was *sie* für angemessen hält und nicht der Autor. Denn es ist ja *ihre* Geschichte, *nicht seine*. Wenn sie diesen Lippenstift für unentbehrlich hält – bitteschön.

Also, die Frau kauft einen Lippenstift und steckt ihn in die Tasche ihres Mantels. Nach dem kurzen Aufenthalt in der Kunstlichthelle der Drogerie umgibt sie wieder die Straßendunkelheit, die wegen der vielen Schaufenster jedoch keine vollständige ist. Die Frau scheint glücklich, als habe sie soeben etwas erreicht.

Der Leser und natürlich auch der Autor will, daß es etwas Großes sei, etwas des Erzählens Würdiges. Denn der Lippenstift als Grund der entschlossenen Bewegung hat uns, ehrlich gesagt, enttäuscht.

Die Frau trägt jetzt den Mantel offen, vermutlich spürt sie ihren

Körper, freut sich, ein Körper zu sein. Ein Körper, der andere Körper anzieht.

Sie überquert die Straße, ihr Schritt ist sicher und leicht, oder genauer: leicht vor Sicherheit. Ja, sie ist sich ihrer Sache so sicher, als erfülle sie ein Gesetz.

Inzwischen stört sie der Regen vielleicht doch. Die durch das Laufen entstandene Wärme hat der Körper abgegeben an die Stadt, die große Stadt, in der all ihr Glück und Unglück entstand. Sie liebt diese Stadt, die eine so gute Lehrerin und so gelehrig ist. Diese Stadt führt alle zusammen, ob sie zusammengehören oder nicht. Das ist schon ihr ganzes, ihr vollkommen offenes Geheimnis, aus nicht mehr besteht das Leben dieser Stadt, mehr ist es nicht, was sie leben läßt.

Wir folgen der Frau durch mehrere Wohnstraßen, an ungezählten erleuchteten Fenstern vorbei, und das heißt an Menschen, zu denen sie nicht möchte. Wir ahnen, wie viele mögliche Begegnungen, mögliche Geschichten, womöglich wunderbare Geschichten wir links liegen und hinter uns lassen, indem wir der Frau folgen, die zu wissen scheint, wohin sie möchte.

Die Straße, in die sie einbiegt, kenne ich gar nicht, und ich muß erst den Namen lesen auf dem Schild. Jetzt, zum ersten Mal, taucht die Befürchtung auf, daß wir die Frau gar nicht bis zum Ausgang ihrer Geschichte werden begleiten können. Aber noch ist ja nicht aller Zeilen Ende.

Da ein Teil der Straßenbeleuchtung defekt zu sein scheint, ist es nicht sehr hell. Die Geschichte – jetzt wäre Gelegenheit – könnte eine Wendung ins Unheimliche nehmen. Aber wer weiß, was wir dadurch verschenken würden. Ich schlage vor, die Gelegenheit verstreichen zu lassen. Man muß Gelegenheiten verstreichen lassen. Man soll nicht jede gleich nutzen, weil man dann nie geduldig wird. Und das muß man sein, wenn man echte Gelegenheiten von unechten unterscheiden will.

Ich habe nun doch Angst, daß die Frau gleich in einem Haus verschwindet. Und (die Angst ist ein zuverlässiger Verwirklicher): im selben Moment geschieht es, weg ist sie. Hausnummer neunzehn, Backsteinbau, fünf Stockwerke – aber das ist ja nun wirklich egal. Nun muß ich ihr nach und kann froh sein, wenn die Haustür ohne Schlüssel zu öffnen ist.

Das ist der Fall, immerhin und Gott sei Dank.

Im Treppenhaus riecht es nicht sehr gut, nach verbranntem Kunststoff, aber auch nach Essensresten. Das Licht ist eingeschaltet, und weit oben sind Schritte zu hören. Dazu das laute Sekundenschla-

gen der elektrischen Uhr. Es sagt: Gleich wird es wieder dunkel. Ich aber lasse mich nicht aus der Ruhe bringen. Ein Autor darf sich nicht aus der Ruhe bringen lassen.

Oben fällt eine Tür ins Schloß. Ich spitze die Ohren, höre vorbei an dem drohenden Sekundenschlagen der elektrischen Uhr. Ich will wissen, welches Stockwerk und welche Tür. Ahne schon, daß es das vorletzte ist und die linke Seite.

Als das Licht verlöscht, steige ich im Dunkeln nach oben, die Hand vom Geländer geführt. Nur der eine der Türspione ist von innen beleuchtet.

Ja, es muß nicht immer Verwicklungen und Schwierigkeiten geben. Manche Dinge gelingen auf Anhieb, wie von selbst, als seien sie dazu bestimmt zu glücken. Seltsam nur, daß man die Frau nicht riecht, so lebenswarm, wie sie gerade noch hier entlangging.

Der Autor löst sich vom Geländer, tastet sich im Dunkeln an der Wand voran bis zum Lichtschalter. Er läßt es hell werden, geht kurz in sich und klingelt dann.

Ein heikler, weniger durch Erwägung verursachter, sondern mehr sich selbst gestaltender Moment. Der, während ich warte, durchaus Verlegenheit auch auslöst. Autoren sind nämlich oft verlegen, das glaubt man kaum bei dem, was sie alles von sich geben. Doch das tun sie, um ihre Verlegenheit zu bekämpfen. So ist das mit den Autoren.

Jetzt aber hört der Autor erst einmal Schritte und pfeift innerlich ein wenig, nicht wissend, ob er sich nicht doch übernommen hat. Jemand öffnet die Tür. Es ist die Frau, mit einem Handtuch um den Kopf. Was nun sagen? Überlegen Sie selbst.

›Ich bin Ihr Autor oder wäre es gern, sofern Sie mir Ihr Einverständnis...?‹ Oder: ›Ihr Laufstil ist sachdienlich und infolgedessen schön?‹ Oder sage ich nichts und schweige einfach? Das wird oft als Heilmittel empfohlen, und dieser Augenblick scheint mir geeignet, die verheißene Wirkung zu prüfen. Ich sage also nichts, eine ganze Weile lang. Ich schaue nur, und die Frau schaut, wie ich schaue. Das habe ich natürlich nicht bedacht: je weniger man spricht, um so mehr muß man schauen. Und dieses Schauen ist gar nicht leichter als zu sprechen; im Gegenteil, es ist schwerer, und auf einmal weiß ich, daß so viel gesprochen wird, weil das Schauen noch schwerer ist. Eine Erkenntnis mitten im Problem, aber die nützt mir nun gar nichts, ich stehe immer noch da wie die leibhaftige Blödigkeit und werde immer blöder und blöder. Meine Blödigkeit beginnt gleichsam unsterblich zu werden.

Doch über alle Maßen bewundere ich die Frau, die das alles mit einem Lächeln erträgt; sie muß sich ihrer Sache sicherer sein, als ein Autor es jemals werden kann. Ich merke, wie ich schon anfangs, ein wenig ungehalten zu werden wegen dieses Unterschiedes an Gelassenheit.

›Sie wünschen‹, sagt die Frau endlich mit angenehm ruhiger Stimme.

Eine ziemlich gewöhnliche Frage – und doch: wie sie mich ertappt. Meine Wünsche also. Gerade ging es noch um *ihre* Wünsche, und aus dem Dunkeln der Autorenschaft schaute ich ihr zu. Und plötzlich – ich weiß nicht wie – geht es um *meine* Wünsche. Nun ja, meine Wünsche.

›Eine Geschichte‹, sage ich, denn die unbestreitbarsten Erfolge in meinem Leben gründen in irgendeiner Weise auf dem Versuch, ehrlich zu sein.

›Eine Geschichte?‹, fragt die Frau, und ich bestaune abermals ihre vollendete Ruhe; wenn ich bedenke, daß sie mit einem Handtuch um den Kopf vor einem einigermassen verstockten, ihr ganz und

gar Fremden steht.

›Ihre Geschichte‹, antworte ich, und noch während ich es sage, schwant mir, daß ich gerade einen Fehler begehe.

Die Frau schaut mich an wie einen Vertreter. Sie reibt mit dem Handtuch ihr noch nasses Haar. Der Gelassenheitsunterschied beginnt mich zu empören.

›Wenn ich eine Geschichte hätte‹, sagt die Frau und lächelt, ›ich glaube nicht, daß ich sie hergeben würde.‹

Mein ungutes Gefühl hat mich nicht getrogen. Eine Sackgasse, ein Kopfbahnhof im buchstäblichsten Sinne des Wortes, bitte aussteigen, lieber Leser, das war's. Mag mancher es ihm auch verübeln, der Autor muß jetzt erst mal grübeln...

Nun, nachdem der Anfang so gründlich verdorben ist, hilft nur noch, ohne Umschweife die Frage stellen, um die es uns geht, die Frage nach der Bedeutung des Lippenstiftes. Wir werden uns keine bestimmte Antwort wünschen. Eine Antwort wie: ›Der Lippenstift, ja... Ich wußte, daß ich heute noch eine Begegnung haben würde, ich habe es gefühlt, wie eine Gewißheit. Und ich wollte für diese Begegnung schön sein, begehrenswert und unvergänglich.‹ Wir wünschen uns keine derartige Antwort.

Ich schaue die Frau an und warte auf das, was sie sagen wird. Doch die Frau sagt nichts und blickt mit deutlichem Mißtrauen den Autor an. Sie weist ihn mit ihrem Blick zurück, so daß der Autor sich als Autor bekennen muß, um seine Zudringlichkeit überhaupt irgendwie begründen zu können. Denn abweisend angeblickt zu werden, gefällt einem Autor überhaupt nicht, da er zur Scham doch neigt.

Zum Glück glaubt die Frau der Scham des Autors. Mag diese auch das einzige sein, was sie dem Autor jemals glauben wird. Und nach einer langen, langen, langen Weile, in der sie die Scham des Autors ausgekostet hat, antwortet die Frau: ›Ach, der Lippenstift. Eine Kollegin hatte mich gebeten, ihn ihr zu besorgen. Sie hält mich für unzuverlässig, und in diesem Glauben wollte ich sie nicht bestätigen. Deswegen mußte ich mich eilen, Rossmann schließt um 20.00 Uhr.‹



MARTIN JÜRGENS LISEBERG

Als sie davon erzählte – nur ein einziges Mal – lachte sie immer wieder verlegen, als gäbe es etwas zu entschuldigen. ›Vielleicht spinne ich ja wirklich, vielleicht spinne ich, ich war damals schließlich – ach, egal. Und dann noch dies scheußliche Wetter in den Schären und die Mühe mit der Ansteuerung, stundenlang. Aber egal.‹ – Jedenfalls sei sie hingerissen, völlig hingerissen gewesen von der freundlichen, beinahe innigen Leichtigkeit, mit der die Paare da um die hölzerne Mittelsäule mit dem griechischen Dekor getanzt hätten und wie sie auf ein Signal, einen geheimen Zuruf hin, nur für sie hörbar, sich voneinander gelöst hätten, sich dabei weiter drehend, bis sie ganz selbstverständlich mit dem Nächsten, mit der Nächsten weitergetanzt hätten, bisweilen miteinander plaudernd, lachend, und daß Alte und Junge, Unbeholfene und Geschickte immer neue Tanzpaare gebildet hätten, bis zum nächsten Wechsel. Ihr sei es so vorgekommen, als habe sie noch nie etwas so Schönes und Heiteres gesehen und nie sei sie so neidisch gewesen und nie so nah dran, da mitzumachen, obwohl ihr klar gewesen sei, daß sie das gar nicht gekonnt hätte.

Es war im Spätsommer in Liseberg, dem Tivoli von Göteborg, während ihres letzten Segeltörns in der Ostsee. Die Überfahrt von Anholt war mühsam. Ein beständiger starker Nordwest, anfangs mit hohen Wellen, dann schlechte Sicht vor allem in den Schären; sie kamen kaum zum Schlafen und lösten sich alle vier Stunden am Ruder ab; auf und unter Deck breitete sich nach und nach ein feuchter Film aus. Im Morgengrauen liefen sie ein, und dann schliefen sie den ganzen Tag; gegen Mittag nahm sie seine Hand, seine linke, und legte sie auf ihren Kopf.

Am Abend ließen sie sich mit einem Taxi nach Liseberg fahren. Sie erschrakten über die Ausmaße und die Geschwindigkeit der berühmten Achterbahn und die Höhe der beiden Falltürme und über die Schreie derer, die da fielen und es schreiend genossen, und waren froh, als sie an einem Kanal, gegenüber einem als Museumsschiff dienenden Lastensegler den Tanzpavillon »Polketten« entdeckten, ganz aus Holz gebaut, noch aus der Zeit der Eröffnung des Parks 1923.

Er sagte, er sei immer noch müde, und setzte sich auf eine Bank am Wasser; sie stellte sich an die Tanzfläche, etwas seitlich der drei Einlässe, rechts von ihr die Bühne, auf der die »Casanovas«, vier Männer um die vierzig, spielten – bisweilen Foxtrott, meist aber nicht allzu schnelle Walzer oder Ländler. Sie stand da und sah den Tanzpaaren zu, ganz normale Leute in Alltagskleidung, Touristen, Studenten, und es kam ihr vor, als habe sie noch nie so etwas gesehen.

Die Glühlampen unter dem Dach des Pavillons gingen an, die Mittelsäule war auf einmal bunt illuminiert, und die vier Männer mit ihren Instrumenten standen in einem orange-rotem Licht. Einige Paare klatschten, einige schrille Zurufe. Sie fuhr sich über die Augen, ihre rechte Hand schmerzte, sie blickte ihre Linke an; die umklammerte das Geländer, die Knöchel weiß.

Sie blickte sich nach ihm um und sah ihn da sitzen. Sie ging hin, beugte sich zu ihm hinunter und flüsterte nah an seinem Ohr: »Steh doch mal auf.«

Er habe es getan, etwas mühsam, erzählte sie, und sie sei ganz nah an ihn herantreten, habe seine rechte Hand genommen und auf ihren Rücken gelegt, und seine Linke habe sie in ihre Rechte genommen und versucht, ihm den einfachen Walzerschritt zu zeigen – rechts vor mit einer leichten Drehung nach außen, dann der Doppelschritt und dann der linke Fuß nach hinten, wieder mit einer leichten Drehung nach außen, und sie habe ihm gesagt, daß diese Schrittfolge für ihn und sie, Mann und Frau dieselbe sei, und daß bei der Vorwärtsbewegung der Fuß des Mannes wie der Frau für einen Augenblick zwischen den Füßen des anderen, der anderen sei, und daß man, wenn man so eng tanze, daß die Hüften einander berührten, man das Bein der anderen, des anderen zwischen den seinen, den ihren spüren könne. Ihm sei es peinlich gewesen, aber er habe es sich gefallen lassen, und es sei zu ein, zwei, dann drei, vier fast schwungvollen Drehungen zwischen den Bänken vor dem Tanzpavillon gekommen, und sie seien fast vor dem mittleren Eingang zur Tanzfläche gewesen, da sei ihm auf einmal schwindlig geworden, und er habe sich an ihr festgehalten, sein Kopf auf ihrer Schulter. Und er habe dann nur noch gefragt: »Wie spät ist es denn?«



CHRISTIAN MAINTZ DAS POSAUNENSOLO

Ein bemerkenswertes Beispiel für Geistesgegenwart in Verbindung mit hoher Kunstfertigkeit war kürzlich während eines Kammermusikabends im Neuen Gemeindesaal von Büdelsdorf zu erleben. Im Rahmen der dankenswerterweise vom Norddeutschen Kreis-sparkassenverband großzügig geförderten Veranstaltung trat neben anderen Mitgliedern des Flensburger Philharmonischen Orchesters auch Herr Gebhard Schmitz-Rosenhagen auf, der Solo-Posaunist dieses unlängst begründeten, mittlerweile durchaus auch überregional geschätzten Klangkörpers. Gemeinsam mit seiner rhythmisch bewundernswert exakt musizierenden Begleiterin Frau Yoko Ohashi interpretierte er zunächst Paul Hindemiths Sonate für Posaune und Klavier in F, wobei er besonders den derben Humor dieses herrlichen, viel zu selten gespielten Stückes zur Geltung zu bringen wußte. Vom herzlichen Applaus der freilich nicht übermäßig zahlreich erschienenen Büdelsdorfer Kammermusikfreunde beflügelt, brachte Schmitz-Rosenhagen als Zugabe eine Eigenkomposition zu Gehör, eine kleine Solo-pièce für sein Instrument, die sich als musikalisch recht leichtgewichtig, wenngleich technisch dankbar erwies. Während einer hochfiligranen, vom Publikum geradezu atemlos verfolgten Pianissimo-Passage nun geschah es, daß dem Körper des Musikers, der leichtsinnigerweise kurz zuvor in der beliebten örtlichen Gaststätte *Weber-Stuben* einen Linseneintopf genossen hatte, urplötzlich ein heftiger Darmwind entfuhr. Der hierbei entstehende laute und fast sonore Ton, es handelte sich um ein kleines *d*, war aufgrund der ausgezeichneten, von Kennern weithin gerühmten Akustik des Büdelsdorfer Neuen Gemeindesaales noch in der letzten Zuschauerreihe klar zu vernehmen. Nach einem peinvoll langen Augenblick allseitigen Schweigens, der freilich hier und da von verhaltenem Kichern unterbrochen wurde, erlangte Schmitz-Rosenhagen als erster die Fassung wieder, intonierte das gewissermaßen noch im Raum stehende ominöse *d* auf seiner Posaune, umspielte es mit einigen knappen Figurationsmotiven und fand über einen geschickt modulierenden Lauf zu seinem Kernthema zurück. Dieses kleine Intermezzo fügte sich so organisch in die Faktur des Stückes ein, daß die Zuschauer, die sich eben noch deutlich irritiert oder erheitert gezeigt hatten, zunehmend den Eindruck gewannen, womöglich einer akustischen Täuschung erlegen zu sein und vielleicht doch ausschließlich Posaunentöne gehört zu haben. Schmitz-Rosenhagen jedenfalls wurde nach der Beendigung seiner virtuosens Darbietung mit anhaltendem, herzlichem Applaus belohnt.



ANDREAS GREVE POLYBIBLIOPHILIE MEINE BUCHHANDLUNGSGESCHICHTE

Wenn das, was in Büchern geschieht, in der Buchhandlung selbst stattfinden würde, wäre sie ein Ort des Schreckens: Das literarische Inferno. Wenn hingegen das, was in einer Buchhandlung so vor sich hinpassiert, in einem Roman spielte, würde das nicht sonderlich an den Nerven zerrn. Buchrücken bis unter die Decke sind nur gut für kleine Kennlern-Szenen in einem Woody-Allen-Film. Fast wird die Widerstandsbewegung eines ganzen Landes von einer ras-

sigen, konspirativen Buchhändlerin gelenkt. »Die rote Zora« steht im Regal und nicht an der Kasse. Oder am Abholtresen (oder tatsächlich noch am Regal). Hingegen stößt man hier eher auf Harmonie, Hilfsbereitschaft, manchmal Hingabe. Hin und wieder gar auf eine Spur Humor. Buchhandlungen selbst bleiben von Witzten zwar weitgehend verschont (im Gegensatz zur Kirche oder zur Sauna), halten aber Scherze, Bonmots, Nonsens und härteren Humor in gedruckter Form vorrätig. Wie auch den trockenen Ernst, den Endreim und den aufrührerischen Essay. Alles sozusagen in ungezündetem Zustand. Ein friedliches Waffenlager.

Für mich anfangs vor allem ein angenehmer Arbeitsplatz: Als Schuljunge trug ich nicht nur Zeitungen aus, sondern fuhr auch für eine Buchhandlung in Hamburg-Altona Bücher aus. Sie wurden in einem Keller, der eine halbe Treppe unter dem Laden lag, von einem älteren Faktotum in dickes Packpapier gepackt, mit grobem Band verschnürt und mit Anschrift des Kunden versehen. Ich verstaute sie in meinen blauen Fahrradtaschen und machte mich auf den Weg in die Elbvororte. Nicht jeden Tag, sondern dreimal die Woche. Dafür bekam ich dann 15 Mark. Der Buchhändler hatte mich von einem Laden für Bürobedarf abgeworben, der mir nur 1,27 Mark die Stunde zahlte. Als ich dem Chef dort mitteilte, daß ich wechseln würde, kamen andere Zahlen auf den Tisch. Zu spät. Aber es war das erste Mal, daß ich ein Gefühl von Marktwert und eine Idee von Lohnpoker bekam.

Ich habe früh gewußt, daß zwischen Schreiben und Lesen noch Verlage, Grossisten, Sortimenten – und natürlich Bücherboten! – steckten. In unserer Familie gab es Buchhändler sowohl in angestellter als auch in unternehmerischer Form. Am weitesten vom Leser entfernt war wohl die Schwester meiner Mutter, als sie etliche Jahre eine Buchhandlung in Hamburg-Harburg leitete. Sie war die erste – und meist einzige – Verkäuferin außer dem gelegentlichen Lehrling. Nach den launigen Schilderungen meiner Tante Gretel betraten nur Verrückte oder sonstwie Behinderte den Laden und fragten nach allem anderen als nach Büchern: nach dem Weg, nach der Uhrzeit, nach Umschlägen und Briefmarken. Zu der Zeit war Harburg nicht gerade bekannt als der Stadtteil, in dem es von Geistesgrößen wimmelte, und von einer TU war noch nichts zu sehen. Dennoch konnte ich kaum glauben, daß ihre Kundschaft nur aus Irrläufern bestand oder aus im Prinzip Lesewilligen, die aber gewünschte Titel bis zur Unkenntlichkeit falsch erinnerten. Aus Kennedys »Zivilcourage« wurde dann »Mut zur Garage«. Vermutlich hatte die sehr lachbereite Tante erkannt, daß der Verkauf von Büchern nicht so immens viel Erzählstoff abwarf, deshalb schmückte sie alles etwas aus, damit es für mehr als eine halbe Tasse Kaffee reichte. Sie heiratete als »Spätes Mädchen« erst in letzter Minute einen Polizisten für den »ruhenden Verkehr« (kein Scherz) und blieb uns deshalb lange als Spähposten des Absurden erhalten.

Ihre jüngere Schwester, meine Mutter, hingegen heiratete früh – leider den falschen. In Buchhandlungen werden also durchaus Schicksale entschieden. Meines zum Beispiel: Das Beste, was eine namhafte Buchhandlung am Jungfernstieg in den Nachkriegsjahren in ihrem Sortiment hatte, war meine Mutter, damals ein Mädchen oder eine junge Frau Anfang zwanzig. Die Röcke endeten noch unterm Knie (und da blieben sie auch für viele dieser Generation), aber ich gehe davon aus, daß das, was man von ihr sah, einen Mann durchaus entzücken konnte: kräftige, schwarze Haare, milde Augen, einen lächelnden Mund. Kein Rasseweib, das den Kunden alle Titel vergessen ließ, die er kaufen wollte, sondern eine hübsche und freundliche Erscheinung, von der man gerne mehr als einmal bedient sein wollte. So ähnlich muß es meinem Vater

ergangen sein, der vermutlich von Büchern mehr verstand als von Frauen, der aber intuitiv wußte, daß er diesem grundguten Mädchen einiges zumuten konnte. Sich zum Beispiel. Aus dem Kunden wurde ein Verehrer, dann ein Verlobter. Das blieb viele Jahre so, unnatürlich lange. Letztlich vertaten sie aber die Chance, *nicht* zu heiraten.

Mein Vater, der den schönen Seiten des Lebens zugeneigt war, besonders wenn er sie ohne Mühsal bekommen konnte, war damals sicher eine noble Erscheinung, der man den gelegentlichen Übersprung vom Wissenden zum Besserwisser gerne nachsah. Meine Mutter heiratete – nichtsahnend oder blind hoffend – die ersten Kapitel eines Romans, in dem sich später ein kleinbürgerlicher Bonvivant erst zum unsicheren Kandidaten und dann zum klein-karierten Despoten entwickelte. Vom Verehrer zum Zerstörer.

Mein Vater – so unerträglich er war – gäbe ohne Zweifel die tragfähigere Rolle ab. Wenn ich ihm läßlichen Irrtum unterstellen wollte, dann den, daß er als Ritter und Könnler des Konjunktivs sich möglicherweise einbildete, er heiratete Minna von Barnhelm oder Effi Briest (was auch nicht einfach gewesen wäre) gleich mit. Oder er glaubte, er wäre mitten in einer heiteren Erzählung von Kurt Tucholsky, ja, er wäre Tucholsky, und die Tantiemen von Rowohlts würden auf dem Fuße folgen. Er hatte jedenfalls irgendwie übersehen, daß selbst aus einer Buchhändlerin, wenn man sie mit Kindern beglückt und sie am Herd wünscht, eine ganz normale Hausfrau und Mutter wird. Kurz vor seinem Tod hat er mir gestanden, daß sein Herz immer für Katherine Hepburn schlug. Wie nobel. Dabei reichte das, was er für unseren Unterhalt heranschaffen konnte, nicht einmal für ein kleines Haus in der Prarie, kaum für eine größere Wohnung.

Meine Mutter hielt zu ihm – bis sie nicht mehr konnte. Nach der Scheidung – da war ich bereits aus dem Haus – ging sie nicht zurück ins Sortiment, sondern in ein Steuerberaterbüro. Mein Vater aber heiratete in zweiter Ehe nicht Katherine Hepburn, er machte nicht einmal den Versuch, er ging auch nicht nach Hollywood, sondern vereinsamte in seiner eigenen Heimat. Er lebte mehr übel als wohl sein Leben zu Ende, das man bekanntlich nicht, wie ein gutes Buch, einfach von Zeit zu Zeit aus der Hand legen kann.



PETER SALOMON EINE SCHWIERIGE GEBURT

Es soll eine schwierige Geburt gewesen sein. Als die Wehen einsetzen, waren die Eltern im Kino: Der Graf von Monte Christo. Sie konnten den Film nicht bis zum Ende ansehen. Zuhause wurden die Wehen noch stärker. Nebenher dudelte das Radio. Eine Sondermeldung besagte, daß im Courbier-Kino die Saaldecke eingestürzt war. Auf dem Flachdach hatten Trümmerberge vom Nachbarhaus gelegen, das ausgebombt worden war. Die Trümmer waren noch nicht abgeräumt, obwohl der Krieg schon zweieinhalb Jahre vorbei war, er dauert ja heute noch. Jetzt hatte die Decke nachgegeben. In den Sitzreihen zehn bis zwölf, den Lieblingsreihen der Eltern, hatte es Tote gegeben und Schwerverletzte. Nun wurden die Wehen unerträglich. Der Vater fuhr die Mutter zum Franziskus-Krankenhaus in der Burggrafenstraße. Das Franziskus war medizinisch besonders gut ausgestattet für diese schlechte Zeit, 1947. Der Vater, der als praktischer Arzt in der Nachbarschaft niedergelassen war, hatte Beziehungen. Aber man hatte nicht bedacht, daß es ein streng katholisches Krankenhaus war. Die Krankenschwestern waren in schwar-

ze Schwestertracht gekleidet – und man lehnte »künstliche Geburtshilfe« strikt ab. Schmerzmittel waren tabu, Kaiserschnitt eine undenkbar Sünde. Die Geburt dauerte elf Stunden. Die Mutter war halb bewusstlos vor Schmerzen. Sie konnte aber noch denken. Sie dachte: Das überlebe ich nicht. Als er dann da war, dachte sie: Nie wieder! Daran kann sie sich erinnern. Davon spricht sie immer wieder. Und das wiederholt sie auch gebetsmühlenhaft: Wenn du behindert gewesen wärst, hätte ich dich in ein Heim gegeben, ich hätte das nicht gekonnt. Und der Vater habe sie ständig angemekelt, sie solle sich nicht so blöde anstellen. Er habe schon bei hundert Geburten assistiert und noch keine Frau gesehen, die sich so dämlich anstellt. Sie solle sich entspannen, aber auch pressen, das sei die ganze Kunst. Das vergißt sie nie und vergibt sie ihm nie. Die Geburtszeit war mittags ein Uhr. Elf Stunden hatte er in Scheiße, Urin, Blut und Schleim festgesteckt. Er war ein braves Kind, kein Geschrei nachts, immer freundlich.



THOMAS GLATZ KULTURELLE VERABREDUNG MUSEUM

Die Heilige Anna selbviert mit Hl. Emeritia. Daneben der Torso einer anderen Heiligen. Sie hat ihre Attribute verloren, nur wurmstichige Armstümpfe. Der Museumsleiter hat sie »Weibliche Heilige« getauft. Auf ihrer rechten Wange ist noch ein allerletzter Rest der Farbfassung zu sehen. Ein Hauch von Pfirsichrot.

Engel mit gefiederten, grün- und goldschimmernden, gefalteten Flügeln halten fliegend einen blauen Baldachin über dem Torso. Die Gloriele hat der Antikschreiner beim Industriebahn-Höhenweg restauriert. Es riecht nach Bohnerwachs. Wie riecht es im Himmel, denkt Schmierwurst, und eilt durch die Schausammlung zum Büro. Gleich wird geöffnet. Schnell durch den Museumsshop, wo man Vincent-van-Gogh-Gemälde auf Regenschirmen und Munchs »Schrei« als aufblasbares Plastikkissen kaufen kann. Coffeetable-Bücher über Erwin Wurm und »Faszinierende Automobile« liegen aus.

Der Tote erweckende Duft von frisch gebrühtem Kaffee schwebt im Büro. Schmierwurst ist spät dran. Herr von Blötevogel sitzt an seinem Schreibtisch vor dem Fenster. Über ihm hängt ein »Bildnis einer älteren Dame«. Herr von Blötevogel hebt umständlich an, ein Taschentuch aus seinem Jacett zu zupfen. Naseputzen wird zur Chefsache. Er hält das geblühte Tuch vor die Nase. Bei seiner Nasenreinigung wirkt er wie ein Zauberkünstler, der bedeutungsvoll sein Riechorgan hinter dem vorgehaltenen Taschentuch abzunehmen und wieder draufzusetzen scheint. Seine Augenbrauen sehen aus wie Kommata. Er schnäuzt bedächtig. Der Chef hat eine Stimme, mit der man einen Baumstrunk durchsägen könnte. Von Blötevogel rügt Schmierwurst.

Draußen die Autos, ein immer wiederkehrendes Geräusch. Es nebelregnet. Endlich bekommt Schmierwurst die Dienstpläne für diesen Monat überreicht. Heute bis Samstag Sonderausstellung »Aktuelle Positionen der Gegenwartskunst«. Sonntag Schausammlung.

Schmierwurst bekommt ein Klemmbrett ausgehändigt, an dem ein farbiges Din-A-4-Blatt klemmt. Dienstplan Besucherdienst. Eigentlich heißen wir Besucherdienst, aber das sagt niemand, alle sagen Museumswärter. Museumswärter, denkt Schmierwurst, ein sonderbarer Beruf. Wärter klingt so nach Gefängnis, nach Zoo, nach Gitterstäben.

Ein bebrillter, beanzugter Mann betritt nun von Blötevogels Büro. Schmierwurst eilt zur Sonderausstellung. Eine Frau mit pinken Schuhen betrachtet ein monochromes Bild. Die erste Besucherin ist schon eingetrudelt.

»Und die Bilder hier sind ganz teuer, die kosten mindestens tausend Euro, manche eine Million. Du faßt nix an, ist das klar? Sonst gehe ich mit dir nie wieder in ein Museum. Du faßt nix an! Versprich mir das...«, sagt eine Frau zu einem Kind.

Auch Frau Tschepitschka sitzt bereits in ihrer angestammten Ecke. Über der Lehne am Stuhl hängt ihre Handtasche. Die Frau häkelt, wie sie es immer tut. Nur manchmal hält sie inne, um ein abgegriffenes Heft hochzuhalten, eine Häkelanleitung. Sie blickt auf das Heft wie eine Hackbrettspielerin, die mechanisch in einem Notenheft mitliest. Sie nickt Schmierwurst grüßend zu, lächelt kurz und häkelt mit Finstermiene weiter, häkelt, häkelt, häkelt. Heute häkelt sie an einem rahmspinatfarbenen Pullover.

Viele Museumswärter schauen auf die Besucher herab, als seien alle potentielle Säureattentäter. Auch Frau Tschepitschka hat diesen Blick drauf. Niemand bringt einem Museumswärter diesen Blick bei, aber Frau Tschepitschka beherrscht ihn meisterhaft. Ob Schmierwurst selbst diesen Blick auch beherrscht, weiß er nicht. Einmal wollte er sich deshalb mit seinem Telefon filmen, beim Aufsichtsitzen. Das war eigentlich verboten. Er wollte keine Abmahnung riskieren und so hat er sein Telefon schnell wieder weggesteckt, als er Schritte hörte. Telefonieren, Chatten und Mailen ist während des Dienstes streng verboten. Frau Tschepitschka ist die einzige Besucherdienstlerin, der es gestattet ist, ihre Handtasche mitzunehmen. Warum, weiß niemand. Vielleicht weil sie am längsten im Hause ist.

Frau Tschepitschka interessiere sich »nicht die Bohne für Kunst«, sagt sie immer. Schmierwurst hingegen freut sich auf die Elf-Uhr-Führung, wenn die Leute vor den Arbeiten stehen bleiben und tieferschürfend laut nachdenken und der Ausstellungsführer erklärt, um was es in der Kunst geht. Schmierwurst hört gerne zu. Ein wenig Abwechslung im täglichen Einerlei. Vielleicht erfährt er ein paar wichtige Details über das Kunstwerk, vor dem er monatelang sitzen muß.

Kaum jemand verbringt so viel Zeit mit Kunstwerken wie Museumsaufsichten. Ihr Arbeitsplatz ist der Ausstellungsraum, und bleibt der Besucheransturm aus, sind sie dort mehr oder weniger allein. Das prägt. Wer ein Werk lange betrachtet, entdeckt verblüffende Details, und viele Aufsichten vereinen ihren persönlichen Blick mit überbordendem Hintergrundwissen, findet Schmierwurst. Manchmal fragt ihn auch ein Museumsbesucher etwas. Dann tut er gut daran, bei der Elf-Uhr-Führung aufgepaßt zu haben. Dann wiederholt er das Gesagte, Gemerkte und wird darum als sach- und fachkundig geschätzt.

Frau Tschepitschka häkelt. Und sie blickt finster drein. Die Fenster sind verdunkelt, die Wände weiß getüncht, die Decke wird zur Lichtquelle. Der Fußboden blank poliertes Holz, auf dem man Schmierwursts quietschende, eilige Schritte hört. Nun nimmt er auf seinem angestammten Stuhl Platz. Das Knirschen der Plastikummantelung, wenn man das Funkgerät aus der Jackentasche holt, ist eine geräuschvolle Angelegenheit. Das ist Schmierwurst peinlich. Man befindet sich innerhalb der kulturellen Verabredung Museum und sollte leise sein.

»Eine Skulptur, die über der kalten Dingwelt steht«, vernimmt der Besucherdienstler aus dem Nachbarraum. Dann die »eingefuchste Ordnung der Dinge«. Jetzt hört er Schritte. Das scheint die Elf-Uhr-Führung zu sein, das scheint die neue Ausstellungsführerin

zu sein. Sie hält einen Monolog über die deutschen Künstler der vergangenen Jahre, darunter Georg Baselitz, Joseph Beuys, Anselm Kiefer, Sigmar Polke, Gerhard Richter. Die Namen klingen aus ihrem Mund wie die neu zu erlernenden Lateinvokabeln in einer Gymnasialklasse. Sobald sie die Namen bedeutungsvoll ausspricht, zerbrechen sie wie Seifenblasen. Schmierwurst hört, wie die geführte Gruppe auf seinen Raum zustieft.

»Bilder scheinen Fragen zu stellen. Kunst gibt ja selten Antworten, sie stellt eher Fragen. So, aber gehen wir weiter in den nächsten Raum«, hört er die Stimme der neuen Elf-Uhr-Führerin. Die Schritte, sie kommen. Groß scheint die Gruppe ja diesmal nicht zu sein. Da laufen mit vorausweisendem Gehorsam fünf Erwachsene zu einem kleinen Bild, das ihnen die Kunstvermittlerin dann erklärt. »Was sehen wir?« zwitschert sie. Die Leinwand ist weiß gestrichen und darauf steht in gestischer, grauer Schrift: »Wer dieses Kunstwerk nicht versteht ist doof«.

O-beinig, langsam und bedächtig geht ein älterer Herr auf die Leinwand zu. Der offenbar kurzsichtige Mann stellt sich eine Nasenlänge vor das Werk »Wer dieses Bild nicht versteht ist doof« und ist offenbar tief bewegt und in Gedanken.

Die Museumsführerin erhebt nun ihre Stimme und sagt zu der Gruppe: »Das hat ein Mensch mit einem besonderen sinnlich-intellektuellen Apparat geschaffen. Das, was er in der Gegenwart erlebt hat, hat er bildnerisch formuliert. Sehen wir uns den Autor, der ›Wer dieses Bild nicht versteht ist doof‹ gemalt hat, einmal näher an.« Den Namen versteht Schmierwurst akustisch nicht. Nennen wir ihn Ixypsilon.

»Ixypsilon ist einer der wichtigsten, bedeutendsten und einflussreichsten Künstler seiner Generation«, flötet die Bilderklärerin, »warum hat der Künstler dem Bild den Titel ›Wer dieses Kunstwerk nicht versteht ist doof‹ gegeben? Ich bin nur ein Laie, das kann ich Ihnen nicht beantworten. Aber ich vermute, der Künstler wollte (unverständlich). Und Fakt ist an einem bestimmten Punkt ein Stück weit ja auch, daß die zeitgenössische Kunst (unverständlich). Das wollte der Künstler kritisieren.«

Während Schmierwurst sich in »Wer dieses Bild nicht versteht ist doof« vertieft, sieht er nichts von alledem, was ihn umgibt, alles fliegt an ihm vorbei wie eine Phantasmagorie, deren Rätselhaftigkeit er nicht begreift, er hört weder die Unterhaltungen der Besucher noch die Stimme der Bilderklärerin. Dann schreckt er aus seinen Gedanken hoch. Das glockenhelle Lachen eines Kindes. Ein Kind lacht sich kaputt über »Wer dieses Bild nicht versteht ist doof«. Sein freundliches Lachen wirkt ansteckend. Erst ergreift es den o-beinigen Mann, dann die Frau neben ihm. Erst schmunzelt sie, dann kichert sie und schließlich beginnt sie aus vollem Halse zu lachen.

Die Bilderklärerin japst nach Luft, bekommt einen hochroten Kopf und prustet los. In sämtlichen Museumsräumen schalten sich die Alarmanlagen ein und beginnen kakophonisch zu fiefen. Das Lachen übertönt den Alarm, es klingt wie ein Konzert für Zugbremsen, Zahnneknirschen, nasse Fingernägel auf Luftballons, Zahnarztbohrer und wie Fingernägel auf einer Schultafel. Das Kind lacht und lacht, bis es sich kaputtgelacht hat.

Die Brillengläser der Bilderklärerin zerspringen. Arme fallen von Skulpturen und Plastiken und plumpsen auf blankpoliertes Holz. Beamer fallen aus, Videobänder verlieren ihre Bildinformationen. Die kognitiven Grundlagen eines darstellungsfreien Bildes zerplatzen. Selbst aus von Blötevogels Büro erschallt Lachen, allerdings ein Lachen mit einer Stimme, mit der man einen Baumstamm durchsägen könnte.

Auf einer Bahre tragen zwei bullige Sanitäter einen Kinderkörper hinaus. Lachtränen laufen ihnen über die Wangen. Der Notarzt kichert hysterisch.

Schmierwurst ist beeindruckt, seine Augen tränen, sein Bauch tut ihm weh und er nimmt sich vor, sich »Wer dieses Bild nicht versteht ist doof« nach der Mittagspause ganz genau anzusehen. Das kann er ja nun die ganze Woche lang. Erst Sonntag muß er wieder in der Schausammlung zwischen wurmstichigen Heiligen sitzen. Er zwinkert Frau Tschepitschka zu, signalisiert, daß er in die Pause geht. Mittlerweile strickt sie an einem lachsrosa Schal. »Kunst macht sichtbar«, sagt sie, sich in die gestrickten Weisheiten ihres Schals vertiefend, und lächelt. Zum zweiten Mal heute. Und das macht sie sonst nie.



ORLA WOLF ZWEI TEXTE

Kreis

Im Kreis gehen. Im Kreis denken. Eine immer wiederkehrende Bewegung. Die durch ihr Rund erträglich ist. Schwieriger und auch schmerzhafter ist es, in einem Quadrat zu denken. Oder in einem Dreieck. Geschweige denn in einem Oktagon. Das Anecken führt zu vielen Blessuren. Das Anstoßen auch. Der Kreis hingegen ist eine unverfängliche Form. Zunächst. Es dauert eine ganze Weile, in seinem Rund das ewig Kreisende zu erspüren. Irgendwann jedoch stellt sich Schwindel ein. Und Kopfschmerz. Und möglicherweise sogar Übelkeit. So gewinnt der Kreis an Kontur. Und er zeigt sich. Mehr. So offenbart der Kreis jetzt mit seinem schneidenden S am Wortende schon etwas mehr von der Schärfe, die ihm innewohnt. Die ersten vier Lettern erinnern an *kreischen*. An ein Karussell denken, das sich immer schneller dreht. Im Kreis. Und auch da (im Karussell sitzend) irgendwann das Gefühl, dieses Drehen nicht mehr auszuhalten. Aussteigen wollen. Aber Angst haben, vorher herausgeschleudert zu werden. Vielleicht wehrt sich der Kreis. Gegen das Aussteigen. Auch das kann der Kreis. Wenn er sich dreht. Wie eine Trommel. Der Kreis bietet kaum Zugang. Weil er eine geschlossene Form ist. Es ist schwer, einen Eingang zu finden. Einmal im Kreis, ist es noch schwerer, den Ausgang zu finden. Wo ist oben? Wo unten? Die Verhältnisse verschieben sich. Kein Punkt ist klar. Im Kreis. Es mag einen Mittelpunkt geben. Er ist mit bloßem Auge nicht zu bestimmen. Dazu bedarf es Instrumente. Es ist stets eine Frage des Innen. Und des Außen. Wenn es um den Kreis geht. Der Kreis reizt. Es wird Leere vermutet. In ihm. Man weiß um die Leere. In ihm. Dennoch besteht Sehnsucht oder gar Hoffnung, er könne gefüllt sein. Was sich aber nie zeigt. Was sich zeigt, ist ein Kreis.

Purpur

Das Wort ist seltsam. Und besonders. In seiner Dopplung. Seiner Betonung. Und Vertiefung. Vielleicht hebt es sich in seiner Dopplung auch wieder auf. Das Wort. Manchmal jedenfalls. Dann ist es weg. Verschwunden. Mit allem, was es sonst ist. Die Talare. Und kaiserlichen Gewänder. Geteilt ist pur das Reine. Und Klare. Das Ungemischte. Es steht für sich selbst. Und ist. Einfach. Die Farbe hingegen kehrt das Ungemischte um. In sein Gegenteil. In ein Gemisch. Blaues Rot. Und rotes Blau. Eine Vulkanlandschaft. Bei Sonnenuntergang. Purpur. Trifft das Wort auf sich selbst, hebt es

sich auf. Das Purpur. Faltet man es in der Mitte, geht ein Teil. Und wird zu etwas anderem. Vielleicht ist es seine Wandlungsfähigkeit. Vielleicht täuscht es. Es lenkt ab. Von sich. Und führt auf einen anderen Weg. Einen Abweg. Vielleicht ist dieser Umweg die Voraussetzung, diesem Purpur überhaupt begegnen zu können. Um irgendwann wieder umzudrehen. Zurückzugehen. Und darauf zuzugehen. Währenddessen wächst die Ahnung, daß es mit ihm noch etwas ganz anderes auf sich hat. Denn je länger die Betrachtung des Purpurs währt, desto majestätischer erscheint es. Es zeigt sich die Freude, die es an sich selbst hat. Es zeigt sich seine Freundlichkeit. Purpur. Das ist ganz freundlich. Und es ist ein Wort, das sich immer wieder zeigt. Und neu zeigt. Und betrachtet werden will. Es ist reich. Und kostbar. Es will probiert und geschmeckt werden. Weiterspielen. Rückwärtslesen. Ruprup. Sich an ruppig erinnern fühlen. Und dieses für unpassend erklären. Denn es ist doch purpur. Es glänzt. Und hat auch etwas Liquides. Purpur. Purpur. Und die Lippen formen sich. Zu etwas ganz Rundem. Es ist, wie einen Luftballon aufzupusten. Mit spitzen Lippen. Purpur. Und es kräuselt sich alles. Um den Mund. Wenn man es oft sagt (purpurpurpurpurpurpurpurpurpurpurpurpurpurpurpur), dann hat es etwas Trommelndes. Ein Wort, das sich fortsetzt. Die erste Begegnung führt zu einer Wiederbegegnung. Man wird ihm von nun an immer wieder begegnen. Begegnen wollen. Und werden. Diesem Purpur. Diesem Puren. Pur.



RONALD GLOMB KLEINE PILZKUNDE

Der Sonderling

ist ein auf den ersten Blick unscheinbarer, auf den zweiten Blick aber anziehender Pilz, der gern unter Birken und Erlen wächst, immer mal wieder sein parodistisches Talent unter Beweis stellt, indem er sich scheinbar in einen Birkenpilz verwandelt. Seine eigentliche Gestalt zeigt mit grasgrüner Hutfarbe und einem ockerfarbenen Stiel eine deutliche Auffälligkeit. Der Stiel ist überdies mit geheimnisvoll abmutenden »Hieroglyphen« versehen, die bisher aber weder Mykologen noch Ägyptologen entziffern konnten. Wie alle Sonderlinge ist auch dieser Pilz ein Einzelgänger. Der schmackhafte Röhrling sei leichter aufzuspüren, wenn man vorher mehreren Liedern von Robyn Hitchcock gelauscht habe, dessen perfekte Balance zwischen melodioser Grübelneigung und liebevoller Schrulligkeit sensibilisiere, heißt es in der wissenschaftlichen Literatur.

Der Täufeling

ist ausschließlich in erzkatholischen Gegenden verbreitet. Besonders gedeiht er in der Nähe kleiner Waldkapellen. Der rotbraune Lamellenpilz trägt einen markanten Bischofshut, weshalb er bei katholischen Laien auch »Bischofsmütze« genannt wird. Weil der Täufeling bei ihnen als heilig gilt, stellt sich die Frage nach seiner Genießbarkeit an dieser Stelle nicht.

Der Reinfallschirmling

macht seiner ansonsten doch so großartigen Familie gar keine Ehre. Der pockennarbige und mit rötlichen Wülsten, die offenen Geschwüren ähnlich sehen, übersäte Pilz aus heimischen Laubwäldern gibt sich sowohl gebraten wie auch gekocht trotz seines un-

appetitlichen Äußeren sehr wohlschmeckend. Ein leider tückisches Eßvergnügen, denn dieser Lamellenpilz enthält ein Halluzinogen, welches frühestens ein bis zwei Stunden nach erfolgtem Verzehr einsetzt und in seiner Wirkung die des Fliegenpilzes sogar noch übertrifft. Auf den solcherart Vergifteten wartet ein stundelanges, manchmal auch tagelang anhaltendes Feuerwerk krudester pornographischer Fantasien.

Der Phantomling

wächst und gedeiht (bis vier Zentimeter groß) ausschließlich in den Nebelwäldern Chiles. Pablo Neruda hat ihm ein literarisches Denkmal gesetzt, und John Cage wurde von ihm zu einer Komposition für ein präpariertes Klavier inspiriert. Der Phantomling ist ein nebulöser Pilz, weil er, klein und hügelig im Wuchs, die weißlich-graue Tönung des Nebels angenommen hat. Die wenigen Menschen, die diesen Pilz jemals zu Gesicht und in die Bratpfanne bekommen haben, beschreiben ihn als von watteähnlicher Konsistenz und entsprechendem Geschmack.

Der Lassopilz

hat vermutlich zu viele Western gesehen. Dieser sowohl in Nord- als auch in Südamerika verbreitete Pilz mit seinem charakteristischen großen braunen Hut mit breiter Krempe entzieht sich Sammlern. Schließlich gilt er als einer der schmackhaftesten Pilze auf unserem Erdball. Als ein zielgenauer Lassowerfer weiß er den potentiellen Sammler ernsthaft zu Boden zu bringen. Er ist wirklich ein zielgenauer Lassowerfer, der es mit seinen ausgeworfenen Fallstricken von lianenhafter Konsistenz zu großer Meisterschaft bringt. Einige Sammlern, die sich in die Nähe des Lassopilzes gewagt hatten, wurden erst Tage später, vielfach hilflos mit den Armen rudernd und um Hilfe rufend, aus ihrer mißlichen Lage befreit. Ein naher Verwandter ist der vor allem in Japan und auf den Philippinen verbreitete Tentakelpilz.

Der Meuchling

aus der Problemgruppe der Dunkelmänner ist ein eher unscheinbares Pilzchen mit rotbraunem Lamellenhut und dunkel gemustertem Stiel. Das Gift beginnt frühestens 48 Stunden nach Verzehr des außerordentlich schmackhaften Meuchlings ganz hinterrücks zu wirken. Dann kommt jede Hilfe, wozu auch die Leber- und Nierentransplantation gehört, zu spät. Weil der Pilz aber in unserer Kulturlandschaft extrem selten ist und auch nur unter der Bärbeißigen Ulme gedeiht, sind in Deutschland bis heute keinerlei Vergiftungserscheinungen beim Menschen statistisch erfaßt.

Der Fallschirmling

zählt zu den sanft schwebenden Pilzen, eine kleine, beinahe winzig zu nennende Gruppe inmitten all des bodenständigen Pilzwachstums, welche an warmen Oktobertagen bevorzugt auf Waldlichtungen zur Landung ansetzt, was ein riesiges Naturschauspiel ist, weil die Pilzchen dort teilweise zu Hunderten und Tausenden gleichzeitig niedergehen. Der Fallschirmling hat einen tief gebräunten Hut, der schlaff hin zu den Rändern verläuft und unregelmäßig weiß gepunktet ist. Er ist ein Pilz zudem von geringem Wuchs, welcher getrocknet als Würzpilz in der Küche verwendet werden kann.

Der Schalltrichterling

sieht dem Trichter eines Grammophons recht ähnlich. Ruft man in den Wald hinein, so gibt er in Hörweite bei einem Radius von immerhin achtzig Metern ein doppelt so lautes Echo. Pilzsucher

kommen auf diese Art und Weise einem der schmackhaftesten Trichterlinge auf die Spur. Kenner ziehen ihn sogar dem Steinpilz vor. Leider ist er vom Aussterben bedroht.

Der Gefleckte Blutbuchenröhrling

stellt sich ausschließlich unter Blutbuchen ein. Sein aufdringlicher Blutgeruch macht auf den leichenblassen und wächsern wirkenden Röhrling schon aufmerksam, noch ehe man ihm begegnet ist. Wer den Fehler begeht, ihn am Stielende abzuschneiden, wie es sich ja eigentlich gehört, sieht das Blut wie eine Fontäne spritzen, gerade so wie bei einer durchtrennten Aorta, welche sich nicht mehr schließen läßt. Ältere Pilze erkennt man auch daran, daß sie statt der blutroten Flüssigkeit eine fürchterlich stinkende, eitriggelbe absondern. Damit ist auch über die Eßbarkeit dieses Vertreters alles gesagt.



BRUNO TEUNI VERRÜCKT IST VIER

Sie steckte voller Sprüche, hatte jederzeit einen parat, wenn es die Situation ihrer Meinung nach erforderte. Sprachlich ging es bei ihr immer ans Eingemachte, und sie hielt es geradezu für eine Tugend, immer so zu reden, wie ihr der Schnabel gewachsen war, rechtefertigte sich auch damit, wenn ihr jemand verbal an den Wagen fahren wollte.

Den ganzen Tag über hatte sie zu jeder Stunde den passenden Spruch auf Lager, von dem Klassikern »Morgenstund hat Gold im Mund« und »Sich regen, bringt Segen« bis zu »Spinne am Abend erquickend und labend«. Ihre eindeutigen Favoriten aber waren »Aller guten Dinge sind drei« und »Verrückt und drei sind sieben«. Für beide Sprüche, die in einer geheimnisvollen Zahlenkorrespondenz zu stehen schienen, fand sie immer die richtigen Anwendungsmöglichkeiten und hatte die Lacher meist auf ihrer Seite.

Mich bedachte die Tante ganz besonders gern mit ihren Weisheiten, die gewissermaßen aus der Mitte des Volkes kamen und ein gerütteltes Maß an Menschenkenntnis und auch Weisheit auf dem Buckel hatten. Sie kannte meine Schwächen übergenu und wußte dort hineinzupieken, wo es mich besonders schmerzen würde. So ging ich äußerst ungern zum Friseur, wie sie herausgefunden hatte, und wenn mir wieder die Zotteln überlang in den Nacken fielen, flötete sie den Spruch »Lange Haare, kurzer Sinn«, was mir natürlich nicht gefiel.

Bei all dem war die Tante eigentlich herzensgut, wie man gern sagt, wenn einer den Schalk im Nacken hat, damit aber seinen Mitmenschen nicht wirklich schaden, sondern sie eher auf die richtige Bahn bringen will. In diesem Falle eben auf die Bahn der Tante, die nie verheiratet gewesen, aber eine genaue Beobachterin ihrer Umwelt geworden war. Ihre Sprüche begleiteten sie jedenfalls bis ins hohe Alter, wurden von ihr auch erwartet, und so spendete sie in vollem Maß.

Während meines Studiums in H., das ihr Anlaß zu spöttelnden Bemerkungen im Familienkreis übergenu bot, wie ich aus den Briefen meiner Eltern erfuhr, verlor ich den Kontakt zu meiner

Tante, aber in einem der Seminare – ich studierte im Hauptfach Germanistik – war sie mir plötzlich wieder ganz nah, denn es ging darin um die Verarbeitung von deutschen Sprichwörtern in der Literatur nach dem Expressionismus. Wie überrascht war ich, daß sich auch das Schaffen von Erich Maria Remarque in dieser Hinsicht als fruchtbar erwies, und als es in einer der gut besuchten Abendstunden um den Roman »Im Westen nichts Neues« ging, war ich baß erstaunt, als in einem Referat auch jener Tantspruch »Verrückt und drei sind sieben« auftauchte, den sie so gern benutzt hatte. War sie, die ich nie lesend angetroffen habe, eine heimliche Remarque-Verehrerin gewesen und hatte sich seine verbale Erfindung, die er einem Soldaten in den Mund legt, aus Sympathie zu eigen gemacht?

Ich nahm mir vor, sie bei der nächsten Gelegenheit danach zu befragen und wollte sie mit der Feststellung herauszufordern, »verrückt ist dann also vier, falls Du und Remarque recht haben sollten«. Leider ist es zu dieser aufschlußreichen Szene, von der ich mir einen Verblüffungseffekt erhofft hatte, nicht gekommen, denn als ich in den Semesterferien jenes Jahres heimfuhr, war die Tante schon von uns gegangen. Ob der Pastor ihr bei der Aussegnung nachgerufen hat, daß aller guten Dinge drei sind, habe ich nicht in Erfahrung bringen können – was hätte auch neben Leben und Tod das dritte Gute für sie sein können?



DIE AUTOREN

Der 1958 geborene Hamburger Schriftsteller Wolfgang Denk veröffentlichte 2010 seinen Prosaband »Eines geeigneten Tages« im Literaturverlag Droschl (Graz). – Thomas Glatz, 1970 in Landsberg am Lech geboren und in München lebend, brachte in diesem Jahr den Band »Nuddernheim – Ein Miniroman aus dem Neobiedermeier« im Black Ink Verlag (Scheuring) heraus. – Ronald Glomb wurde 1957 in Bremen geboren und lebt in Potsdam; im letzten Jahr erschien sein Gedichtband »Ayers Rock«. – Der Hamburger Schriftsteller Andreas Greve, Jahrgang 1953, veröffentlichte zuletzt die Reimreportagen »Dichter an Hamburg« im KMJ Verlag. – Martin Jürgens, 1944 geboren und in Berlin lebend, war jahrelang Hochschullehrer und veröffentlichte Anfang 2017 seinen Prosaband »Liebesmüh« in der Edition Hammer + Veilchen. – Der Hamburger Autor Christian Maintz vom Jahrgang 1958 publizierte 2016 im Verlag Antje Kunstmann seine Lyriksammlung »Liebe in Lokalen«. – Peter Salomon wurde 1947 in Berlin geboren und lebt in Konstanz; 2016 brachte er seinen Gedichtband »Nichts ist so schwer wie Papier« in der Collection Montagnola heraus. – Bruno Teuni, Jahrgang 1940, ist Lyriker und Publizist. – Die 1971 geborene Berliner Autorin und Filmemacherin Orla Wolf veröffentlichte im letzten Jahr ihre Prosasammlung »Unter Insekten« in der Edition Hammer + Veilchen.